

Zum Sterben geboren?

14 Millionen Kinder auf der Welt haben ihre Eltern an Aids verloren. Armut und Angst bestimmen ihren Alltag, manche sind selbst mit dem Virus infiziert, manche versorgen als Halbwüchsige ganze Familien – und genug Unterstützung haben sie nie. Parlamentarier der AWEPA wollen die dramatische Situation verbessern. Der Erfahrungsbericht einer internationalen Konferenz im Herzen Afrikas.

Von Dr. Wolfgang Wodarg, MdB

Nairobi, Donnerstagsmorgen. Der Weg vom Flughafen in die kenianische Hauptstadt führt an leer stehenden Wohnblocks vorbei. Ein Sozialprojekt für Jugendliche, das nie fertiggestellt wurde, sagt der Taxifahrer. Neben den unbewohnten Häusern liegt ein Slum. Wellblechhütten, schlammiger Boden, Müllberge: Zuhause von Hunderten von Familien. Von Kindern, die in Armut aufwachsen, oft ohne Schulbildung, fast immer ohne Perspektive - in Familien und Strukturen, die von der Krankheit Aids gezeichnet sind.

Im Konferenzzentrum am Rande Nairobis steht heute eines der drängendsten Probleme der Gegenwart auf der Tagesordnung – das Schicksal jener Kinder, die ihre Eltern an das HI-Virus verlieren. Eine halbe Million sind es heute allein in Kenia, 14 Millionen Kinder weltweit. Im Jahr 2010, so schätzt die Unicef, wird ihre Zahl auf 25 Millionen angewachsen sein. Die meisten Aidsweisen sind in Zentral- und Südafrika zu Hause, der Subsahara-Region, die von Bürgerkriegen und korrupten Regimes, von Hungersnöten und Elend gekennzeichnet ist.

Deshalb hat die AWEPA, die Vereinigung Europäischer Parlamentarier für Afrika, gemeinsam mit der Unicef nach Nairobi geladen. Abgeordnete und Entwicklungshelfer aus Europa und Afrika sind gekommen, von Belgien bis Burundi, von Spanien bis Simbabwe. Es soll diskutiert werden, welche parlamentarischen Anstrengungen international erforderlich sind, um die Lage der Kinder zu verbessern und dafür zu sorgen, dass ihre Zahl nicht mehr so rasant steigt. Ich bin als Vertreter des deutschen Bundestages hierher gereist, als Mitglied des Gesundheitsausschusses und des Ausschusses für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung – aber auch als Arzt, der die medizinischen Dimensionen und die pharmazeutischen Möglichkeiten bei Aids kennt.

Doch wenn Betroffene und Beobachter berichten, kann kein Fachwissen den Schock über die Dramatik der Lage mindern. Ein AWEPA-Berater aus den Niederlanden erzählt von Dörfern in Südafrika, in denen bereits heute vier von fünf Müttern an Aids erkrankt sind. Von Gesprächen mit den wenigen nicht infizierten Frauen, die wissen, dass ihr Wunsch nach Kindern ein Roulettespiel mit dem Tod ist. Von Großmüttern, die Babys zu versorgen suchen, weil die Eltern an Aids gestorben sind. Von Jugendlichen, die, allein zurückgelassen ohne Besitz oder Geld, ihre Geschwister durchbringen müssen. Und von jenen Kindern, die das Virus selbst in sich tragen, aufgrund ihrer Armut ohne Medikamente bleiben - und sterben.

Das Aids die sozialen Strukturen in weiten Teilen Afrikas zerstört, machen AWEPA-Studien deutlich: Den betroffenen Kindern fehlen neben einer finanziellen Basis Liebe, Erziehung, Strukturen. Sie besuchen keine Schule, wenn sie infizierte Familienangehörige pflegen müssen; viele erleben den Tod ihrer Eltern hautnah. Sie sind anfällig für alle Formen der Ausbeutung, werden um ihr geringes Erbe gebracht oder verdingen sich für Dumpinglöhne als rechtlose Hilfsarbeiter, werden misshandelt oder sexuell missbraucht.

Ein soziales Netz, das Hilfe bieten könnte, gibt es oft nicht mehr. Das erfahren die Konferenzteilnehmer in Nairobi auch durch den Bericht einer kenianischen Witwe. „Früher haben die Menschen sich den Waisenkindern angenommen“, heißt es da. „Aber heute gibt es zu viele von ihnen. Und es sind nicht genug von uns Erwachsenen übrig, um sie zu unterstützen.“

Deshalb muss international wie kommunal die Stärkung der Familien im Mittelpunkt stehen. Hilfe zur Selbsthilfe benötigen dabei vor allem jene, die eigene Kinder oder Waisen großziehen. Neben praktischer Alltagsunterstützung – Essen, Kleidung, Geld – sowie Ausbildungs- und Arbeitschancen sind vor allem psychosoziale und medizinische Unterstützung entscheidend. So können in Teilen Afrikas 90 Prozent der Testwilligen keinen Aids-Test machen – es fehlt an technischer Ausstattung. Auch die Übertragung des Virus von der Mutter auf ihr ungeborenes Kind kann – anders als zum Beispiel in Deutschland – nur selten verhindert werden: Es mangelt an medizinischer Schwangerschaftsbetreuung und Medikamenten.

Aufgrund des niedrigen Bildungsstandards fehlen noch immer elementarste Kenntnisse über Infektionen und Hygiene. Nachdem die Verhütung der HIV-Infektion durch Kondome in vielen Ländern über Jahre vergeblich propagiert wurde, setzen Organisationen wie AWEPA heute auf die afrikanischen Frauen. In vielen Dorfgemeinschaften, aber auch in Parlamenten oder Hilfsorganisationen beginnen diese sich neuerdings dagegen zu wehren, dass sogar männliche Regierungsmitglieder so tun, als käme das Virus aus der Luft geflogen.

Noch immer ist Aids in Zentral- und Südafrika eine stigmatisierte Krankheit, die tabuisiert und mit Mythen belegt wird. Eine 16-jährige Südafrikanerin berichtet: „Wer Aids in der Familie hat, wird schlecht behandelt. Man mag nicht mehr über die Straße gehen, die Leute tuscheln. Sie sagen, wenn einer krank ist, dann ist die ganze Familie krank“. Deshalb müssen die Kommunen, allen voran die religiösen und traditionellen Oberhäupter und die meinungsbildenden Clans, für den Ernst der Lage sensibilisiert und mit Informationen über Aids versorgt werden.

Für die Konferenzteilnehmer hier in Nairobi ist klar, dass das Thema „Aids und Kinder“ weltweit mehr Aufmerksamkeit und parlamentarische Unterstützung braucht. Vor allem in den Industrienationen, die nicht wahrhaben wollen, wie viel Anteil sie an der instabilen Lage des postkolonialen Afrikas haben. Doch die praktische Umsetzung der Hilfe ist, da sind sich alle am Tisch einig, äußerst schwierig: Wie kann man dafür sorgen, dass ausländische Gelder und Know-how nicht in den oft korrupten Staatsapparaten Afrikas hängen bleiben? Dass Fördertöpfe keine Abhängigkeiten schaffen und so Eigeninitiative und lokale Wirtschaftsentwicklungen bremsen?

Hilfsangebote auf kommunaler Ebene versprechen heute am ehesten Erfolg. Denn nur durch überschaubare Strukturen und Ansprechpartner vor Ort kann gewährleistet werden, dass die Unterstützung wirklich bei denen landet, die sie benötigen. Gleichzeitig müssen sich internationale Gremien und Staatenbünde auf langfristig angelegte – und dadurch langfristig planbare – Programme einigen und diese auch mit Druck auf die Staatsapparate der jeweiligen Länder durchsetzen. Progressive Kräfte in diesen Apparaten müssen unterstützt und die nationalen Parlamente ernst genommen und gestärkt werden.

Die AWEPA bildet dabei eine internationale Plattform, die Kenntnisse und Konzepte zusammenführt – wie hier in Nairobi. Zwei Tage lang haben wir über ein in seiner Dimension verdrängtes Thema gesprochen, Fakten zusammengetragen, Strategien und konkrete Projekte diskutiert. Jetzt nimmt jeder Parlamentarier den Auftrag mit nach Hause, für Unterstützung in seinem Heimatland zu werben.

Nairobi, Freitagabend. Der Taxifahrer hat auf dem Weg zum Flughafen eine Abkürzung eingeschlagen, die er eigentlich im Dunkeln meidet, zu gefährlich, sagt er, aber sonst schaffen wir es nicht pünktlich. Ich schaue aus dem Fenster und überlege, welche politischen Schritte wir jetzt in Deutschland gehen können. Wie wir die Arbeit für Kinder und Aids im Bundestag und gemeinsam mit Hilfsorganisationen schnell intensivieren können. Was ich als Europaratsmitglied tun kann, um das Thema auch dort ganz oben auf die Agenda zu setzen. Ob wir es schaffen werden, den Papst nach Strassburg zum Europarat zu holen, um an die immense Verantwortung auch der katholischen Kirchen zu erinnern, die durch ihre ablehnende Haltung gegenüber Kondomen in vielen Ländern zum wachsenden Elend beiträgt.

Der Taxifahrer bremst abrupt. Drei Straßensperren haben wir bereits passiert, jetzt liegen wieder nagelbewehrte Holzbalken vor uns. Immer die Furcht, dass es diesmal nicht die Polizei sein könnte, die uns aufhält. Es ist auch diesmal die Polizei. Der Taxifahrer atmet auf. Aber in seinem Gesicht ist immer noch Angst zu sehen.

Zwei Tage in Nairobi reichen nicht, um wirklich zu verstehen, mit welchen Bedrohungen die Menschen hier leben müssen. Aber sie reichen, um eine Ahnung von einem Alltag zu bekommen, der von Armut und Aids gezeichnet ist.